

Fabian Anicker

Wie viel Toleranz verträgt die Soziologie?

Eine kritische Anfrage an Johann August Schülein

Johann August Schülein legt mit seinem Diskussionsbeitrag eine Weiterentwicklung seines ambitionierten Versuches vor, die Ursachen des multiparadigmatischen Zustands der Soziologie auf die Struktur der sozialen Realität selbst zurückzuführen (ausführlich in Schülein 2002). Die Soziologie soll sich ihrer eigenen Identität versichern, indem sie die konstitutiven Strukturen ihres Gegenstandes reflektiert. Im Folgenden möchte ich Schüleins Grundargumentation skizzenhaft nachzeichnen und für eine Interpretation des Vorschlags aus einem pragmatischen Blickwinkel plädieren (1). Das bedeutet vor allem, die gegenstandslogische Begründung in ihrer Rolle als mögliche Grundlage der soziologischen Theoriedebatte zu untersuchen (2). In dieser Funktion muss sich die gegenstandslogische Argumentation von Schülein dem kritischen Vergleich mit anderen Ansätzen – insbesondere der Methodologie des Theorienvergleichs – stellen (3). Zuletzt möchte ich mit und gegen Schülein zeigen, dass seine innovativen Beobachtungen zum Zusammenhang von Theoriestructur und soziologischer Multiparadigmatik auch ohne eine gegenstandslogische Begründung auskommen und interessante Impulse für die Selbstreflexion der Soziologie liefern können (4).

1

Schülein geht von einer hochplausiblen Beobachtung aus: Wenn es in der Soziologie um das sozialtheoretische und methodologische ›Eingemachte‹ geht, ist sachlich unabschließbarer Streit vorprogrammiert. Die Heterogenität der Ziele, Probleme, Theorien, Methoden und evaluativen Standards ist eklatant. Schülein empfiehlt, diesen Umstand weder als Übergangsphänomen noch als Defizit zu sehen. Seine Argumentation läuft auf das Ziel zu, die disziplinäre Multiparadigmatik als adäquate Reflexion des *Gegenstands* der Sozialwissenschaften auszuweisen. Nicht die Theorien, sondern der Gegenstand der Soziologie ist systematisch unklar.

Die zentrale theoretische Herausforderung für dieses Anliegen besteht in der zirkulären Beziehung zwischen Theorie und Gegenstand. Schülein muss die »Gegenstandslogik« von ihrer theoretischen Beschreibung isolieren, um den Gegenstand als theorieunabhängiges ›Ding an sich‹ ins Spiel bringen zu können. Weil der Gegenstand sich aber nur im Kleid der theoretischen Perspektive zeigt und die Entscheidung für eine bestimmte Perspektive nicht zwingend gerechtfertigt werden kann, sieht Schülein seinen Versuch auf das bekannte »Münchhausen-Trilemma« (Albert 1968) der Letztbegrün-

dung zulaufen. Aus dieser Situation sucht er sich durch das unumwunden als »Trick« (S. 195) bezeichnete Manöver zu befreien, den Erfolg bestimmter (tendenziell: system-theoretischer) Theorien als Beleg ihrer Gegenstandsadäquatheit zu interpretieren (S. 195 und Schülein 2002: 118-136). Die Systemtheorie und weitere »konnotative« Theorien sind demzufolge erfolgreich, weil die soziale Realität primär »autopoietisch« und in ihrer Selbsterzeugung unvorhersehbar ist (wobei sich Schülein allerdings nicht auf ein bestimmtes Konzept der Autopoiesis festlegt). Der Erfolg der nomothetischen (Schülein: »denotativen«) Form naturwissenschaftlicher Theorie wird hingegen mit der primär »nomologischen Realität« erklärt, auf die sie sich bezieht.

Aus dieser typologischen Zweiteilung der Realität in Nomologie und Autopoiesis folgt allerdings kein ontologischer Dualismus. Die Welt wird vielmehr als »mixtum compositum«, als eine Art Melange der beiden Realitätstypen gedacht. Sie kann autopoietische und nomologische Anteile in unterschiedlichen Mischverhältnissen enthalten. Der jeweilige Ausschnitt der Realität der Gegenstand von Disziplinen wird, kann einen hohen oder niedrigen Anteil autopoietischer Realität aufweisen. Für den Gegenstand der Soziologie geht Schülein beispielsweise von einer hohen Konzentration autopoietischer Anteile aus und erklärt damit den Erfolg von konnotativen Theorien, die sich der Flexibilität des Gegenstands durch eine gewisse Interpretationsoffenheit anpassen, statt die Beschreibung in die Form denotativer Gesetzaussagen zu pressen. So soll es möglich werden, die soziologische Multiparadigmatik und die vorherrschende, konnotative Theoriestruktur als adäquate Reaktion auf den Typus der »autopoietischen Realität« zu beschreiben. Die Soziologie mag dann zwar im Vergleich mit den Naturwissenschaften chaotisch wirken – dies ist für Schülein aber keine »gefährliche Krankheit« sondern einfach eine Funktion des Zusammenspiels von Gegenstandslogik und Theoriestruktur.

Die Bewertung dieses Versuchs ist stark davon abhängig, wie man Schüleins Sprung hinter die theoretischen Erscheinungen zur Welt selbst verstehen will – und hier ist es nicht so einfach, die rechte Perspektive zu finden. Missgünstige Interpreten könnten Schüleins Aufsatz als eine kaum zu rechtfertigenden Rückkehr zu längst abgelegten Begründungsfiguren aus Transzendentalphilosophie und Metaphysik deuten. Die »Gegenstandslogik« überbietet und unterläuft den »normalen« soziologischen Theoriediskurs. Sie sieht klar, warum niemand klar sieht und gibt als eine Art negative Transzendentalphilosophie die Bedingungen der *Unmöglichkeit* theoretischer Konvergenz an. Alternativ könnte man die gegenstandslogische Theoriefigur auch als eine ontologische Bestimmung der letzten »autopoietischen« oder »nomologischen« Elemente, aus denen die Realität besteht, begreifen – als Auskunft darüber, was die Welt im Innersten zusammenhält. Eine solche vor-erkenntnistheoretische Zwei-Substanzen-Lehre stünde sicherlich ebenfalls auf schwachen Füßen.

Diesem Zwischenergebnis einer Hermeneutik des Verdachts widersprechen aber die in den Fußnoten zu bestaunende Gelehrsamkeit und die fast augenzwinkernde Weise, in der Schülein per Kunstgriff von der theoretischen Weltkonstruktion zur Welt »an sich« schreitet (vgl. S. 197). Die Probleme der Letztbegründung werden nicht verborgen, sondern klar benannt. Auch die Zirkularität der Grundargumentation steht offen zu Tage. Von erfolgreicher Theorie wird auf die Struktur der Realität geschlossen, womit wieder-

rum der Erfolg der Theorien erklärt wird (S. 201). Man sieht zu, wie Schüle in das Kaninchen im Zylinder platziert, um es dann milde triumphierend wieder hervorzuziehen. Der Magier selbst erläutert die Funktionsweise des doppelten Bodens. Diese ›entzauberte‹ Inszenierung der ontologischen Letztbegründung dient offensichtlich einem anderen Zweck, als sein Publikum in den Bann metaphysischer Gewissheit zu schlagen.¹

Am ehesten lässt sich die gegenstandslogische Letztbegründung wohl auf die Formel einer »Metaphysik in praktischer Absicht« bringen. Schüle in scheint es primär um die Frage zu gehen, auf Basis welcher verbindlichen Gegenstandsbeschreibung die Soziologie mit ihrer eigenen Komplexität umgehen sollte. Die Typenlehre der sozialen Realität geht dieser Zielsetzung nicht voran, sondern wird gerade um ihrer vermittelnden Funktion im innerfachlichen Selbstverständigungsdiskurs willen entwickelt. Dann liegt es nahe, den Text nicht als eine *Fundierung* von Theoriedebatten, sondern als *Beitrag* zu ihnen zu verstehen. Schüle in gibt eine Diagnose der Ursachen von Multiparadigmatik ab, die den innerfachlichen Umgang mit dem Theorienpluralismus so anleiten soll, dass das Abdriften in unentscheidbare, argumentativ zirkuläre oder in der Unbestimmtheit versickernde Grundlagenstreitigkeiten verhindert wird. Ich bin mit der Stoßrichtung des so verstandenen Vorschlags einverstanden, möchte aber Zweifel anmelden, ob eine gegenstandslogische Argumentation tatsächlich dabei hilft, den fachinternen Paradigmenstreit auf eine produktivere Grundlage zu stellen.

2

Messen wir Schüle ins ›angewandte Metaphysik‹ also nicht an den Gründen, sondern an ihren Folgen für den soziologischen Umgang mit Multiparadigmatik. Was gewänne die soziologische Theoriediskussion, wenn sie sich auf Schüle ins Angebot einließe? Hier ist zunächst festzuhalten, dass die Gegenstandslogik in ihren praktischen Konsequenzen relativ unbestimmt bleibt. Wenn die Realitätstypen der Selbstverständigung der Sozialwissenschaften dienen sollen, müssten sie der Debatte eine gewisse Richtung vorgeben können. Es müsste klar werden, wie Realitätstypen die Möglichkeit von Theorien begrenzen, woran man gegenstands*in*adäquate Theorien erkennt, wie man sie von gelungenen Versuchen unterscheidet und auf welcher Basis sich Vertreter*innen verschiedener Paradigmen kritisieren könnten. All dies wird höchstens angedeutet.

Die Schuld für die Unklarheit scheint mir nicht beim Autor zu liegen, sondern in der Systematik der Argumentationsfigur begründet zu sein. Die gegenstandslogische Begründung ist eine Übung im unscharfen Sehen. Durch spezifische Theorien hindurch und an ihnen vorbei soll man den autopoietischen Charakter der sozialen Welt erahnen. Schüle in *muss* die Gegenstandslogik theoretisch unkontrolliert einführen, denn wären

1 Wenn der Begriff ›Tetralemma‹ nicht so hässlich wäre, müsste man in Erwägung ziehen, das »Münchhausen-Trilemma« der Letztbegründung um eine vierte Option zu erweitern: Neben Dogmatismus, unendlichem Regress und Verfahrensabbruch bietet der Ansatz von Schüle in nun die innovative Lösung, die Unmöglichkeit von Letztbegründung in der gebotenen Klarheit zu erläutern, den Leserinnen und Lesern zu versichern, dass es nicht geht – und es dann dennoch zu machen.

sie klar aus einer bestimmten Theorie abgeleitet, würden sie sogleich als parteilich gebrandmarkt und könnten keine Vermittlungsleistung für die interparadigmatische Debatte mehr erbringen. Um genauer zu sagen, was man unter »autopoietischer« bzw. »nomologischer« Realität eigentlich verstehen soll, bräuchte man theoretische Bestimmungen und würde entweder eine bestehende Sozialtheorie reproduzieren oder eine neue entwickeln. Es wäre ja beispielsweise naheliegend, von der Aussage »Es gibt Autopoiesis« zu »Es gibt Systeme« zu schreiten und den Begriff dadurch zu schärfen, dass seine begriffliche Funktion im Begriffsnetz der Luhmannschen Systemtheorie erläutert wird. Dann würde klar(er), auf was man sich festlegt, wenn man die Rede von autopoietischer Realität akzeptiert. Gleichzeitig würden aber die Vermittlungschancen in der interparadigmatischen Diskussion, die sich Schüle in von dem Begriff erhofft, unweigerlich zu nichte gemacht. Die gegenstandslogische Argumentation ist neben der Aporie der theorieunabhängigen Gegenstandsbestimmung auch in dem praktischen Dilemma gefangen, dass die Realitätstypen einerseits *diffus* (im Sinne von allgemein anschlussfähig) bestimmt sein müssen, um als Bezugspunkt differenter Theorien zu dienen, andererseits aber auch *spezifisch* genug formuliert sein müssen, um faktische Ordnungsleistungen für den interparadigmatischen Diskurs zu erbringen. Beides zugleich geht nicht. Schüle in optiert für eine *diffuse* Legitimation von Vielfalt und verzichtet auf den Versuch, aus den Realitätstypen etwas über spezifische Bedingungen der Gegenstandsadäquatheit von Theorien zu folgern (und z.B. Teilen der Soziologie eine szientistische Selbsttäuschung vorzuwerfen).

Wegen dieses Verzichts kann der *praktische Effekt* der gegenstandslogischen Begründung für die Theoriedebatte als allgemeine *Legitimation von theoretischer Vielfalt* bezeichnet werden.² Wenn man sich darauf einigt, dass der Gegenstand der Sozialwissenschaften in ständigem Wandel begriffen ist und sich nicht auf klare Regeln bringen lässt, heißt das, Gründe für die Toleranz unterschiedlichster Perspektiven in die Gegenstandsbestimmung selbst einzubauen. Das dahinterstehende Anliegen ist zunächst zu begrüßen. Eine pauschale Ablehnung von theoretischer Vielfalt ist angesichts der faktischen Fragmentierung des Faches, seiner internen Komplexität und Undurchsichtigkeit aber auch angesichts des schwer zu bestreitenden Mehrwerts multiperspektivischer Untersuchungen nicht zu rechtfertigen. Statt konkurrierende Paradigmen mit dem Holzhammer der ›Unwissenschaftlichkeit‹ zu traktieren, muss die zumindest vorläufige Anerkennung theoretischer Differenz eine Grundvoraussetzung der Theoriedebatte sein.

Allerdings ist bei Schüle in die akzeptierende Anerkennung von Differenz nicht bloß der Ausgangspunkt, sondern bereits das Ziel. Er legt die Ebene, auf der der soziologische Grundkonsens aufruhend soll – die »multilogische Realität« – so tief, dass die Akzeptanz der heterogensten soziologischen Ansätze als einzig realitätsgerechte Haltung erscheint. Kritik ist in ihrer Begründbarkeit und ihren Erfolgsaussichten äußerst begrenzt: eine au-

2 Die Legitimation von Dissens gilt innerhalb der Sozialwissenschaften, aber auch – und das leuchtet eher ein – zwischen verschiedenen Disziplinen. So erspart sich die Soziologie den »masochistischen« (Merton) Vergleich mit den Naturwissenschaften. Umgekehrt verbietet sich aber auch die philosophisch-soziologische Kritik an dem vermeintlich ›verkürzten Selbstverständnis‹ der Naturwissenschaften auf der Linie Husserl-Heidegger-Habermas.

topoietische Realität lässt sich weder von Theorien noch von ihren Kritiker*innen klar erkennen, sie verweigert den Richterspruch. Daraus erklärt sich auch Schüleins pessimistischer Ausblick auf die weitere Fachentwicklung: Die Soziologie habe sich auf die Permanenz der »babylonischen Sprachverwirrung« einzurichten, dürfe sich aber mit der Einsicht beruhigen, dass »die Dinge nicht zufällig so sind wie sie sind« (S. 212). Der Aufruf zur Pflege des interparadigmatischen Diskurses wird begleitet vom melancholischen Bewusstsein der Verglebarkeit solcher Bemühungen: »Wenn dies alles so leicht wäre, fände es allerdings schon längst statt« (S. 213). Die multilogische Realität spendet zwar Trost im Chaos soziologischer Theoriebildung, entzieht der Fachdebatte aber unweigerlich Motive für möglicherweise produktiven Streit.

Die Therapie ist deshalb vielleicht gefährlicher als die Krankheit. Schülein sieht zwar die Gefahr des einheitswissenschaftlichen Dogmatismus, unterschätzt aber die Bedrohung durch Relativismus, die mit Multiparadigmatik ebenfalls einhergeht. Ist es wirklich die, von einigen Spätpopperianern vertretene, einheitswissenschaftliche Position, die der Soziologie Sorgen bereiten sollte? Dagegen spricht der Zustand der Wissenschaftsphilosophie, in der von Ansprüchen, eine allgemeine Erkenntnistheorie oder mindestens doch eine präskriptive Wissenschaftstheorie zu liefern, im Lichte der Selbstkritik wenig übriggeblieben ist. Die Wissenschaftsphilosophie ist vielmehr selbst ein Beispiel für blühende Multiparadigmatik und eignet sich daher zwar als Inspirationsquelle aber nur sehr begrenzt als Appellationsinstanz für soziologieinternen Streit. Eine ernsthafte Bedrohung der soziologischen Artenvielfalt durch außerdisziplinäre Prädatoren scheint daher unwahrscheinlich. Hier liegt die Gegenthese viel näher, die Theoriedebatte nicht in erster Linie durch metatheoretischen Absolutismus, sondern durch Relativismus – nicht ein *Zuwenig*, sondern ein *Zuviel* an Toleranz – bedroht zu sehen. Wo wird denn, gerade unter Nachwuchswissenschaftler*innen, heute noch »scharf geschossen« und an das Wissenschaftsverständnis rührende Grundlagenkritik geübt? Die sich abzeichnende und wissenschaftssoziologisch durchaus einleuchtende *praktische* Lösung im Umgang eines statusunsicheren akademischen Prekariats mit Multiparadigmatik scheint doch eher darauf hinauszulaufen, einstellungshinderliche Gegnerschaften um jeden Preis zu vermeiden, mit Anhängern des eigenen Paradigmas »produktiv« zu kooperieren und sich die Vertreter*innen anderer Paradigmen durch als Toleranz getarnte Gleichgültigkeit vom Hals zu halten. Die Soziologie erstickt nicht im Korsett der Einheitswissenschaft, sie scheint eher auf den Wärmetod der Beliebigkeit zuzulaufen. Eine gegenstandslogische Pazifizierung der Soziologie liefert diesen Tendenzen – ob willentlich oder unwillentlich – auch noch ein »fundamentum in re« (S. 193).

3

Eine Alternative zu dieser Strategie ist – immer noch – der von Schülein zur Aussichtslosigkeit verdamnte *Theorienvergleich*. Mir scheint, dass die Methodologie des Theorienvergleichs besser für den Umgang mit Multiparadigmatik gerüstet ist, als eine gegenstandslogische Argumentation. Das liegt daran, dass der Vergleichsmaßstab je nach Er-

kenntnisinteresse und Problemstellung der verglichenen Theorien variiert werden kann. Eine beim Gegenstand ansetzende Argumentation muss alle Theorien mit demselben Maß messen – nämlich anhand der Frage, inwiefern sie ihrem Gegenstand (hier: einer multilogischen Realität mit erhöhtem autopoietischem Anteil) gerecht werden. Dabei stellt sich unweigerlich das oben skizzierte praktische Dilemma, dass ein diffus bestimmter Gegenstand nicht mehr als Bezugspunkt für Kritik taugt (und Kritik ist die Luft, die Theoriediskussionen atmen), während eine spezifische Bestimmung den Vergleichswert zunichtemacht. Die Flexibilität der theorienvergleichenden Methode liegt hingegen darin, dass der Vergleichsgesichtspunkt in Abhängigkeit von der *Problemstellung* der Theorien und des Erkenntnisinteresses gewählt werden kann (Anicker 2017; Schneider 1991; Luhmann 2005: 326-330). Dadurch kann das Verhältnis von Toleranz und Kritik in der Theoriedebatte dynamisch gehalten werden. Die Anerkennung des Wertes fremder Perspektiven ist als hermeneutisches Prinzip der Gutwilligkeit der Interpretation zunächst Ausgangspunkt allen Vergleichens. Diese kann aber bei *problemzentrierten* Vergleichen eingeschränkt werden, wenn eine Theorie entweder ein Problem nicht löst (Irrelevanz) oder andere Theorien das Problem besser lösen (problemspezifische Kritik). Je nach Abstraktionsgrad der für den Vergleich herangezogenen Problemstellung kann die Vergleichshinsicht spezifischer oder allgemeiner gewählt werden. Sachlich scharfe Kritik wird dann möglich, wenn hinreichend *spezifische* geteilte Problemstellungen identifiziert werden können. Da man üblicherweise nicht alle sondern *einige* Theorien miteinander vergleicht, lassen sich fast immer Bezugsprobleme angeben, die spezifischer und deshalb kriterial gehaltvoller sind, als der allgemeine Gegenstandsbezug der Soziologie (Anicker 2017: 81ff.). Hinreichend spezifische Bezugsprobleme wiederum bieten Ansatzpunkte für problemrelative Standards. Das gibt der Rede von ›besserer‹ oder ›schlechterer‹ Theorie den präzisen Sinn der differierenden Problemadäquatheit und ermuntert zu differenzierten Urteilen. Beispielsweise kann man Vorteile der Differenzierungstheorie von Luhmann gegenüber der von Bourdieu herausarbeiten, wenn es um das Problem geht, wie die Ausdifferenzierung von Systemen/Feldern theorieintern erklärt werden kann (Nassehi 2004), aber mit Bezug auf die Anschlussfähigkeit an empirische Forschung oder Anregungen für die Selbstreflexion demokratischer Öffentlichkeiten Bourdieu im Vorteil sehen. Dadurch vermeidet man die ins Nirgendwo der theorieästhetischen Präferenzen führende Frage, welche der Theorien denn *insgesamt* dem Gegenstand der Soziologie besser gerecht würde.

Auch dieses Vorgehen hat selbstverständlich Grenzen, die ich hier nicht verhehlen möchte. Die wichtigste ist folgende: Der Theorienvergleich ermöglicht zwar Kritik, garantiert aber keine Konvergenz. Man kann Theorien dafür kritisieren, dass sie bestimmte Probleme im Vergleich zu anderen Theorien schlechter oder gar nicht lösen – aber eine mögliche Reaktion seitens der kritisierten Partei ist immer, die Relevanz des Problems zu bestreiten. Die Effektivität der Kritik hängt also davon ab, wie leicht es Vertreter*innen verschiedener Ansätze fällt, sich vom Anspruch auf die Lösung von zentralen Fachproblemen zu distanzieren. Kann man behaupten, Differenzierungstheorie zu betreiben, ohne das Verhältnis von Differenzierung und Integration oder das Problem von Kontinuität und Wandel der Gesellschaft zu thematisieren? Werden solche Ansätze im Fachdiskurs

als revolutionäre Neuheiten begrüßt oder werden sie nach einem kurzen Aufflackern der Diskussion als defizitär abgelehnt oder wegen mangelnder Anschlussfähigkeit schlicht vergessen? Das ist eine offene und zu einem gewissen Grad eine »politische« Frage. Klar ist nur: die Soziologie hat keinen festen Kern, keine unveränderliche Identität; auch nicht mit Bezug auf Problemstellungen. Was genau eine ›soziologische‹ von einer ›unsoziologischen‹ Fragestellung unterscheidet, ist umstritten und wird im Fach ständig neu ausgehandelt. Die bescheidene Konvergenzhoffnung, die man mit dem Theorienvergleich verbinden kann, stützt sich lediglich auf die fallible Annahme, dass sich, bei aller Vielfalt und Komplexität der Theoriedebatte, zentrale Problemstellungen (»Wie ist soziale Ordnung möglich?«) von weniger zentralen Fragen (»Wie ist Legitimation durch Verfahren möglich?«) unterscheiden lassen.³ Es gibt aber keine Garantie dafür, dass sich ein hinreichendes Maß an Einverständnis über zentrale Problemstellungen der Soziologie erzielen und explizieren lässt, um Kritik an mangelnder Problemlösungsfähigkeit mit Durchschlagskraft zu versehen.

Der Theorienvergleich kommt also nicht mit einer Konsensgarantie, ebensowenig taugt er für Globalurteile über die Begrüßungs- oder Kritikwürdigkeit fachlicher Heterogenität – er arbeitet schlicht mit dem, was da ist, und hilft dabei zu erkennen, was man damit anstellen kann. Gerade dieser Verzicht auf diffuse Gesamtbewertungen scheint mir aber seine besondere Eignung für den Umgang mit Multiparadigmatik auszumachen. Nur ein differenzierter Zugriff auf Theorien, der kontextabhängige aber dennoch klare Urteile über bessere oder schlechtere Lösungen von Fachproblemen erlaubt, kann Multiparadigmatik als Ressource erschließen, statt sich bloß von ihr verwirren zu lassen.

4

Kritik an Positionen, die der eigenen nahekommen, fällt häufig härter aus als Auseinandersetzungen mit entfernten Standpunkten. Mit Schülein teile ich das Interesse, nach Vermittlungsmöglichkeiten in der multiparadigmatischen Soziologie zu suchen und die Skepsis gegenüber einer eilfertigen Anpassung der Soziologie an das naturwissenschaftliche Modell. Die Divergenz ergibt sich erst in der Frage, wie die Anerkennung von Paradigmenvielfalt mit der Möglichkeit zu berechtigter Kritik vermittelt werden kann. Hier scheint mir, dass Schüleins einseitige Auflösung der Problematik zugunsten diffuser Anerkennung, nicht weiterführt. Aber die hier favorisierte Methodologie des Theorienvergleichs selbst macht darauf aufmerksam, dass die Variation des Bezugsproblems einen Text neu erschließen kann. Die bisherige Kritik betrifft die Fähigkeit der gegenstandslogischen Argumentation, ein spezifisches Problem zu lösen, nämlich den fachlichen Umgang mit Theorienpluralismus anzuleiten. Mit Bezug auf ein *anderes* und von dem Text

- 3 Zentralität ergibt sich aus der Relevanz einer Problemlösung für andere Problemstellungen. Ein Beispiel ist das Gefälle zwischen allgemeinen und speziellen Problemen. Verfahren können als spezieller Fall sozialer Ordnung behandelt werden, soziale Ordnung kann jedoch nicht als Verfahren gedacht werden – sonst landet man in der Politikwissenschaft.

gleichermaßen adressiertes Problem, nämlich die soziologische *Beschreibung* von Theorienvielfalt, liefern insbesondere Schüleins Überlegungen zur *Theoriestructur* wichtige Anregungen, auf die ich im Folgenden eingehen möchte. Die theoriestructurelle Unterscheidung konnotativ/denotativ ist dabei unabhängiger von der gegenstandslogischen Unterscheidung autopoietisch/nomologisch als man zunächst meinen könnte. Faktisch zwingt das reine *Thema* bzw. der Gegenstand der Forschung nicht – wie Schüleins an einer Stelle auch einräumt (193) – zu einer denotativen oder konnotativen Theorieanlage. Die Soziologie selbst ist ein gutes Beispiel dafür, dass man viele Themen sowohl qualitativ als auch quantitativ (»konnotativ« und »nomothetisch«)⁴ angehen kann (und wenn dies nicht so wäre, gäbe es auch keinen Streit zwischen den Lagern). Behaviorismus, Buchhaltung (Porter 1995) oder bestimmte Gebiete der Rechtsprechung (Toulmin 1983: 108-112) sind weitere Beispiele für rigide Klassifikationssysteme, die ihre Anwendung in einem Bereich sozial fabrizierter Kontingenz (»autopoietische Realität«) stabilisieren. Und schließlich kommt die Mathematik völlig ohne empirische Referenzebene aus und produziert dennoch zwingende Konklusionen.

Der Unterschied zwischen »konnotativer« und »denotativer« Theorie braucht daher nicht im Gegenstand begründet zu werden. Mir scheint, dass die Differenz sich allein an den Spezifikationszwängen der Theoriesprache, der Art ihrer Angewiesenheit auf lebensweltliches Hintergrundwissen und der intersubjektiven Übereinstimmung bei ihrer Anwendung festmachen lässt. Die so verstandene Unterscheidung lenkt den Blick auf den Zusammenhang von Theoriestructur und Theorieanwendung. Während denotative Theorien sich über die Kreation einer artifiziellen Terminologie von den Ambiguitäten der Umgangssprache distanzieren⁵, bleiben konnotative Theorien durchgängig auf den plausibilisierenden Hintergrund von Alltagswissen und -semantik angewiesen (vgl. S. 10f. 204). Konnotative Theorie impliziert auf der Ebene der Symbolsysteme eine Verflechtung von Theorie- und Alltagssemantik und weist auf der Ebene der Theorieanwendung auf die pragmatische Fundierung von Theorien und theoriegeleiteter Forschung im

4 Ich bin mir bewusst, dass sich die Unterscheidung konnotativ/denotativ nicht auf Methoden, sondern auf Theorien bezieht. Es gibt quantitative Forschung auf Basis konnotativer Theorie. Es existiert aber eine Wahlverwandtschaft quantitativer Forschung zu denotativen Theorien.

5 Mit Blick auf die Befunde der Wissenschaftssoziologie darf man Zweifel anmelden, ob man sich naturwissenschaftliche Theorien tatsächlich nach dem Bild ihrer favorisierten Selbstbeschreibung als kontextunabhängige Regelsysteme vorstellen darf (Pickering 1994; Collins 2013; Knorr-Cetina 2000, 1984; Hacking 1992) – aber zweifellos gibt es zwischen wissenschaftlichen Feldern Unterschiede im Intersubjektivitätsgrad der theoretischen Klassifikations- und Beschreibungssysteme, die vom Begriffspaar konnotativ/denotativ gut eingefangen werden.

Dabei macht das Wittgensteinsche (und bereits bei Kant zu findende) Regel-Regress-Argument klar, dass die Bedingungen dieser Stabilität nicht ausschließlich an der Form der Theorie (Art des Symbolsystems, Geltungsbereich etc.) festgemacht werden dürfen, sondern im Zusammenspiel theoretischer Regeln mit implizitem Wissen der Regelanwendung gesehen werden müssen (vgl. Renn 2006: 276ff.; Brandom 2000: 59ff.). In den USA ist es beispielsweise ausgerechnet die Geschichtswissenschaft, deren »epistemische Kultur« (Knorr-Cetina 2000) sich im Vergleich mit anderen Sozialwissenschaften als besonders homogen herausstellt (Lamont 2009: 79-87). Trotzdem ist es plausibel, die hohe Variationsbreite des Theorieverständnisses in den Sozialwissenschaften *auch* an der von Schüleins herausgearbeiteten strukturellen Offenheit ihrer Theorien festzumachen.

»mobilen Apriori« (J. Renn) soziokultureller Milieus hin. Weil konnotative Theorien *semantisch* offen zur Alltagssprache und *pragmatisch* angewiesen auf implizites Wissen ihrer angemessenen Anwendung sind, ändern sie ihren Sinn, wenn sich kulturelle Semantiken und implizite Gebrauchsregeln diachron oder zwischen verschiedenen Wissenschaftsmilieus verschieben. Für die ›konnotative‹ soziologische Theorie scheint also zu gelten, was man mit Böckenförde von der Demokratie sagen kann: Sie lebt von Voraussetzungen, die sie selbst nicht garantieren kann. Das bietet einen interessanten Ansatzpunkt für die von Schülein geforderte Reflexion der Soziologie mit ihren eigenen Mitteln. Für den heuristischen Wert des Konzepts konnotativer Theorie für soziologische Selbstbeschreibungen lassen sich leicht Beispiele anführen, die ich fast alle von Schülein beziehe und teils ›konnotativ‹ verlängere:

1. **Zum Problem des »Fachjargons«:** Die Soziologie wird seitens des Laienpublikums nicht selten der absichtlichen Verwirrung klarer Sachverhalte durch einen unverständlichen Fachjargon geziehen (vgl. Kieserling 2004: 291-299). Schüleins Strukturbeschreibung konnotativer Theorie ermöglicht die Einsicht, dass es gerade nicht die übermäßige Schließung der sozialwissenschaftlichen Semantik ist, sondern ihre relative Offenheit, die sie unter diesen Verdacht stellt. Konnotative Theorien in ihrer Gestalt als ›terminologisierte Umgangssprache‹ (Habermas, 1968 zitiert in Schülein 2008: 34) wirken zunächst verständlich – die Worte sind ja bekannt – lassen sich aber nicht entschlüsseln wenn relevantes Kontextwissen zur soziologischen Verwendungsweise vertrauter Semantik fehlt. Das bringt die Soziologie in die Lage, kontinuierlich eine Hoffnung auf Zugänglichkeit zu enttäuschen, die bei den esoterischeren Naturwissenschaften nie aufkommen könnte – und erst das sorgt für die Empörung. Gerade weil sie scheinbar verständlich ist, wird der Soziologie die Unverständlichkeit so übel genommen.
2. **Zur Personen- und Milieuabhängigkeit von Theorie:** Wenn man die Leistungsfähigkeit von soziologischen Theorien nicht allein in ihren Begriffen, sondern an den möglichen Übersetzungsleistungen zwischen Begriffen und (impliziten) Wissensbeständen festmacht, werden die Grenzen der Standardisierbarkeit der Anwendung konnotativer Theorie klar (vgl. auch Schülein 2008: 35). Die Übersetzung zwischen theoretisch erschlossenem und alltäglich zuhandedem Wissen kann nicht von der Theorie selbst geleistet werden, sondern ist eine Frage ihrer mehr oder weniger kunstvollen Anwendung – eine »Einführung in die Systemtheorie« macht noch keinen Luhmann. Durch die konstitutive Ergänzungsbedürftigkeit konnotativer Theorie wird also einsichtig, warum die Kompetenz der sie verwendenden Person, Schulen und sonstigen Anwendungsmilieus einen so großen Unterschied macht und warum der Soziologie die Konventionenbildung in der Regel- und Theorieanwendung so schwerfällt: Man kann Exzellenz der Applikation weder als Abweichung bestrafen, noch als Norm fordern.
3. **Zur Frage: Warum sind denotative Theorien in den Sozialwissenschaften weniger erfolgreich?** Neben der kurzschlüssigen Behauptung, dass ›der Gegenstand‹ denotativen Theorien sein Entgegenkommen verweigere, bieten Schüleins Überlegungen ei-

nen weiteren interessanten Ansatzpunkt für die Erklärung der mangelnden Durchsetzung denotativer Theorien in den Sozialwissenschaften. »Denotative« Theorien nach naturwissenschaftlichem Vorbild, sind in den Sozialwissenschaften vielleicht auch deshalb so wenig erfolgreich, weil der genetische Vorrang der lebensweltlichen Teilnehmerperspektive und die welterschließende Leistungskraft der mehr oder minder »gepflegten« Alltagssemantik schmerzlicher als in anderen Wissenschaften das Bewusstsein dafür schärfen, was durch die präzisierende Spezifikation verloren geht – etwa wenn in der Theoriesprache von Leben auf Demografie, von sozialer Gerechtigkeit auf Gini-Koeffizienten, von der »Kreativität des Handelns« (Joas) auf rationale Nutzenmaximierung umgestellt wird. Eine nicht untypische Anforderung an soziologische Theorien ist es, alltagsschematisch oder massenmedial vor-typisierte Situationen in theoretisch deutbare Befunde und Diagnosen zu transformieren – und umgekehrt aus theoretischer Perspektive etwas zu lebensweltlich relevanten Ereignissen sagen zu können. Mindestens »konnotativ« sollen allgemeine Theorien auch eine Deutung von »relevanten« (und zwar nicht: *theoretisch* sondern *öffentlich* relevanten) Ereignissen liefern können. Auch im Falle der Ausdifferenzierung einer relativ autonomen Theoriesprache, werden soziologische Theorien typischerweise unter diesem Übersetzungsvorbehalt rezipiert.

Das verhindert eine (völlige) Schließung des Symbolsystems und die für Natur- und Laborwissenschaften typische Einschränkung des als Evidenz zulässigen Phänomenbereichs (Hacking 1992). Die bemerkenswerte Offenheit der Soziologie für heterogene Problemstellungen, die man in der methodologischen Einstellung des Theorienvergleichs bloß zur Kenntnis nehmen kann, lässt sich so als ein Effekt der theoriestrukturellen Offenheit zur Alltagssemantik und ihrer Inanspruchnahme für praktische Orientierungsbedürfnisse aufschlüsseln. Soziologischen Theorien gelingt es offenkundig nicht, den Anspruch abzuwehren, »auch kritisch« oder »auch unterhaltsam« oder »auch neu« oder »auch zu unseren Werten passend« zu sein.⁶ Die Schließung theoretischer Symbolsysteme und die Verengung von Problemspezifikationen in den Sozialwissenschaften wären dann auch deshalb so schwer zu erreichen, weil die mit hoher Spezifität zwangsläufig einhergehende Verengung der Perspektive für »uns Kulturmenschen« innerhalb und außerhalb der Fachöffentlichkeit so schwer erträglich ist. Dieser Umstand ist nicht klar positiv oder negativ zu bewerten. Dieselben Faktoren, die eine Erhöhung der Reichweite und Reliabilität der Theorieanwendung durch »Entindexikalisierung« (vgl. Renn 2006: 362ff.) des soziologischen Vokabulars verhindern, garantieren gleichzeitig die Empfänglichkeit soziologischer Theorie für gesellschaftliche Anliegen und Probleme. Es ist eine offene Frage, ob es sich langfri-

- 6 Das gilt auch für die gern mit ihrer Unverständlichkeit kokettierende Systemtheorie. Nicht *dass* sie prima facie heterogene Bereiche der Gesellschaft vergleichbar macht, sondern *wie* diese Vergleiche das gängige Alltagsverständnis von Gesellschaft irritieren und in neue Bahnen lenken (z.B.: Gesellschaft *ist wie* eine Zelle, Liebe *ist wie* Geld, Chancengleichheit im Bildungssystem *ist wie* Gleichheit vor dem Gesetz, Weinen auf Amtsstuben *ist wie* Manipulation des Wählers usw.) macht das intellektuelle Anregungspotential dieser Theorie aus. Vertrautes kann theoretisch mit fremden Augen gesehen werden – aber es wird dadurch nicht völlig fremd.

stig lohnt, Verständlichkeit und Relevanz nach außen gegen die fachlichen Vorteile esoterischer Theoriekonstruktion einzutauschen.

5

Schüleins Kombination gegenstandslogischer und theoriestrucktureller Argumente kann gleichzeitig als eine Anleitung für den Umgang mit Multiparadigmatik und als Beitrag zur wissenssoziologischen Selbstbeschreibung der Soziologie verstanden werden. Betreffs der ersten Funktion habe ich die Eignung einer gegenstandslogischen Bestimmung für die Anleitung der Fachdebatte in Frage gestellt (2–3). So verlockend der Durchgriff auf die Realität auch sein mag – für den praktischen Umgang mit Theorienvielfalt scheint mir nichts an dem mühsamen Klein-Klein des Vergleichens von Problemstellungen und Lösungsangeboten verschiedener Theorien vorbei zu führen. In der zweiten Funktion lässt sich die Strukturbeschreibung konnotativer Theorie hingegen als Beitrag zur Selbstbeschreibung der Soziologie fruchtbar machen. Schüleins bietet interessanten Stoff für eine Soziologie der Soziologie, die sich für das Verhältnis von Theoriestruktur, einbettender Semantik und milieuspezifischer Pragmatik der Theorieanwendung interessiert.

Literatur

- Albert, Hans (1968): *Traktat über kritische Vernunft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Anicker, Fabian (2017): »Theorienvergleich als methodologischer Standard der soziologischen Theorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 46(2), S. 71–88.
- Brandom, Robert B. (2000): *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Übers. Gilmer, Eva/Vetter, Hermann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Collins, Harry (2013): »The Core of Expertise«. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 12(2), S. 399–416.
- Habermas, Jürgen (1968): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hacking, Ian (1992): »The Self-Vindication of the Laboratory Sciences«. In: Pickering, Andrew (Hg.): *Science as Practice and Culture*. Chicago: University of Chicago Press, S. 29–64.
- Kieserling, André (2004): *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (2000): *Epistemic Cultures: How the Sciences Make Knowledge*. 2. Aufl. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Lamont, Michèle (2009): *How Professors Think*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Luhmann, Niklas (2005): »Die Praxis der Theorie«. In: *Soziologische Aufklärung I. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. 7. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag, S. 317–335.
- Nassehi, Armin (2004): »Sozialer Sinn«. In: Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd (Hg.): *Bourdieu und Luhmann. Ein Theorienvergleich*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Pickering, Andrew (Hg.) (1994): *Science as Practice and Culture*. Chicago: University of Chicago Press.
- Porter, Theodore M (1995): *Trust in Numbers: The Pursuit of Objectivity in Science and Public Life*. Princeton: Princeton University Press.

- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1991): *Objektives Verstehen. Rekonstruktion eines Paradigmas: Gadamer, Popper, Toulmin, Luhmann*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schüleln, Johann August (2002): *Autopoietische Realität und konnotative Theorien. Über Balanceprobleme sozialwissenschaftlichen Erkennens*. Weilerswist: Velbrück.
- Schüleln, Johann August (2008): »Soziale Realität und das Schicksal soziologischer Theorie«. In: Balog, Andreas/Schüleln, Johann August (Hg.): *Soziale Realität und das Schicksal soziologischer Theorie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 15-46.
- Toulmin, Stephen E. (1983): *Kritik der kollektiven Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Anschrift:

Fabian Anicker M. Sc.
Institut für Soziologie
Scharnhorststr. 121
48151 Münster
anicker@uni-muenster.de